

ALGERNON BLACKWOOD

DER
WENDIGO

UND ANDERE ERZÄHLUNGEN

Aus dem Englischen übersetzt
und mit einem Nachwort von
Michael Siefener

FESTA

Die Reihe FESTA WEIRD FICTION
wird herausgegeben von Andreas Fliedner

1. Auflage Mai 2026
Copyright © dieser Ausgabe 2026 by
Festa Verlag GmbH
Justus-von-Liebig-Straße 10
04451 Borsdorf
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
shop@festa-verlag.de
Titelbild: Festa Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten

INHALT

Der Wendigo	7
Smith: Eine Begebenheit in einem Mietshaus	83
Der Lauscher	109
Die Reisenden	155
Der Dachboden	189
Die Falle	199
Das Haus der Vergangenheit	233
Das verschollene Tal	243
Die Olive	321
Die Rückkehr	339
Der Südwind	347
Der Übergang	353
Gewalt	363
Eine Begebenheit in der Wüste	377
Hellsichtigkeit	403
Walpurgisnacht	413
Nachwort	449
Bibliografische Notiz	457

DER WENDIGO

I

In jenem Jahr waren zahlreiche Jagdgesellschaften losgezogen, doch sie fanden nicht eine einzige frische Spur. Die Elche waren ungewöhnlich scheu, und die Jäger kehrten mit den besten Erklärungen, die ihre Fantasie oder die Umstände für ihr Pech bieten konnten, in den Schoß ihrer Familien heim. Wie alle anderen kam auch Dr. Cathcart ohne eine Trophäe zurück, aber er brachte die Erinnerung an ein Erlebnis mit, das seiner Meinung nach bedeutsamer war als alle Elchbullen, die je erlegt worden waren. Doch Cathcart – er stammte aus Aberdeen – war nicht nur an Elchen, sondern auch an vielen anderen Dingen interessiert, zu denen nicht zuletzt die Launen des menschlichen Geistes gehörten. Diese besondere Geschichte fehlt allerdings in seinem Buch *Kollektive Halluzinationen*, und zwar aus dem einfachen Grund (so gestand er einmal einem Kollegen), weil er selbst eine so wesentliche Rolle darin spielte, dass er kein gültiges Urteil über die ganze Angelegenheit abgeben konnte ...

Außer ihm und seinem Jagdführer Hank Davis waren der junge Simpson, sein Neffe, der Theologie studierte und für ein Kirchenamt vorgesehen war (es war seine

erste Reise in die kanadischen Wälder), sowie dessen Führer Défago mit von der Partie gewesen. Joseph Défago war ein Frankokanadier, der schon vor Jahren seine Heimatprovinz Quebec verlassen hatte und in der kleinen Stadt Rat Portage hängen geblieben war, als die kanadische Eisenbahn dort baute. Er beherrschte nicht nur die Kunst des Überlebens in der Natur und kannte zahlreiche Waldlegenden, sondern konnte auch die alten *Voyageur*-Lieder singen und erzählte hin und wieder abenteuerliche Jagdgeschichten. Außerdem war er überaus empfänglich für den einzigartigen Zauber, mit dem die Wildnis gewisse zurückgezogene Naturen in ihren Bann schlägt, und er liebte die raue Einsamkeit mit einer romantischen Leidenschaft, die fast an Besessenheit grenzte. Das Leben im tiefen Wald faszinierte ihn – und daher rührte gewiss seine überragende Fähigkeit, mit dessen Mysterien umzugehen.

Er war von Hank zu der Jagdpartie eingeladen worden. Hank kannte ihn und schwor auf ihn. Bisweilen fluchte er auch auf ihn, »wie man's manchmal unter Freunden macht«, und da er eine ganze Reihe blumiger, wenn auch völlig sinnloser Flüche kannte, konnte die Unterhaltung dieser beiden robusten und abgehärteten Waldmänner hin und wieder recht lebhaft werden. Allerdings hatte Hank versprochen, seinen Schwall von Kraftausdrücken ein wenig einzudämmen, und zwar aus Respekt für seinen alten »Jagdboss« Dr. Cathcart, den er selbstverständlich nach Art des Landes mit »Doc« anredete. Außerdem hatte er mitbekommen, dass der junge Simpson schon »fast so was wie'n Pfarrer« war. Aber es gab einen – und wirklich nur einen einzigen – Einwand, den er gegen Défago ins Feld führte, nämlich

dass der Frankokanadier manchmal etwas an den Tag legte, was Hank als »das Ergebnis eines verfluchten und jämmerlichen Geistes« bezeichnete. Damit wollte er ausdrücken, dass Défagos französisches Erbe gelegentlich zum Vorschein kam und er Anfälle von stiller Verdrießlichkeit hatte, während denen nichts und niemand ihn zum Reden bringen konnte. Das heißt, er war fantasiebegabt und melancholisch veranlagt. In der Regel wurden diese Anfälle von einem zu langen Aufenthalt in der »Zivilisation« ausgelöst, und ein paar Tage in der Wildnis heilten sie sofort wieder.

Das also waren die vier Personen, die sich in der letzten Oktoberwoche in jenem »Jahr der scheuen Elche« in einem Lager in der Wildnis nördlich von Rat Portage wiederfanden – einem einsamen und rauen Landstrich. Außerdem gab es noch Punk, einen Indianer, der Dr. Cathcart und Hank schon seit einigen Jahren auf ihren Jagdausflügen begleitete und ihnen als Koch diente. Seine Aufgabe bestand lediglich darin, im Lager zu bleiben, Fische zu fangen, Wildbret zuzubereiten und Kaffee zu kochen, sobald nach dergleichen verlangt wurde. Er trug die abgelegte Kleidung, die er von früheren Dienstherrn geschenkt bekommen hatte, und trotz seines dichten schwarzen Haars und der dunklen Haut sah er in dieser Stadtkleidung genauso wenig wie ein richtiger Indianer aus wie ein Weißer, der sich für ein Theaterstück schwarz geschminkt hat und einen Afrikaner darstellen soll. Doch Punk besaß noch alle Instinkte seines untergehenden Volkes: Seine Schweigsamkeit und Ausdauer hatten genauso überlebt wie sein Aberglaube. In jener Nacht war die Gruppe, die sich um das lodernde Lagerfeuer versammelt hatte, mutlos und

niedergeschlagen, denn es war bereits eine ganze Woche vergangen, in der sie keine frischen Elchspuren entdeckt hatten. Défago hatte ein Lied gesungen und angefangen, eine Geschichte zu erzählen, aber der schlecht gelaunte Hank meinte, dass er »alle Tatsachen durcheinanderbringt und die ganze Sache deshalb nichts als eine Lüge ist, die bloß im Sande verläuft«. Also verfiel der Franzose schließlich in ein mürrisches Schweigen, das nichts mehr durchbrechen konnte. Dr. Cathcart und sein Neffe waren nach dem anstrengenden Tag ziemlich erschöpft. Punk machte gerade den Abwasch und murmelte in dem kleinen Verschlag, der auch sein Schlafplatz war, Unverständliches vor sich hin. Niemand machte sich die Mühe, das langsam erlöschende Feuer neu anzufachen. Über ihnen strahlten die Sterne in einem schon recht winterlichen Himmel, und es war so windstill, dass sich am Ufer des stillen Sees hinter ihnen bereits Eiskristalle bildeten. Das Schweigen des gewaltigen lauschenden Waldes stahl sich herbei und hüllte die Männer ein.

Plötzlich sagte Hank mit seiner nasalen Stimme: »Ich bin dafür, dass wir uns morgen woanders umsehen, Doc.« Er blickte seinen Arbeitgeber energisch an. »Hier in der Gegend haben wir einfach keine Aussicht auf Jagdglück.«

»Einverstanden«, sagte Cathcart, der ein Mann weniger Worte war. »Das ist wohl eine gute Idee.«

»Klar doch ist sie gut«, fuhr Hank zuversichtlich fort. »Wir beide sollten eine westliche Richtung einschlagen, zum Garden Lake. In das stille Land dort hat noch keiner von uns seinen Fuß gesetzt ...«

»Ich bin dabei.«

»Und du, Défago, nimmst Mr. Simpson in dem kleinen Kanu mit. Ihr paddelt über den See, marschiert dann über Land bis zum Fifty Island Water und seht euch dort am Südufer um. Da sind sich die Elche im letzten Jahr gegenseitig auf die Hufe getreten, und vielleicht machen sie's dieses Jahr genauso, bloß um uns ein Schnippchen zu schlagen.«

Défago hielt den Blick ins Feuer gerichtet und erwiderte nichts. Anscheinend war er noch immer beleidigt, weil er seine Geschichte nicht hatte zu Ende erzählen können.

»In diesem Jahr ist noch niemand dort gewesen, und ich würde meinen letzten Dollar auf unseren Erfolg verwetten«, fügte Hank mit Nachdruck hinzu, als ob er es genau wüsste. Er sah Défago scharf an. »Ihr solltet das kleine Seidenzelt mitnehmen und ein paar Nächte wegbleiben«, schloss er, und damit war die Sache entschieden. Hank galt als der unumstrittene Organisator der Jagd, und die Gruppe stand unter seiner Obhut.

Es war für alle offensichtlich, dass Défago nicht begeistert von diesem Plan war, aber in seinem Schweigen schien mehr als nur seine übliche Missbilligung zu liegen. Über sein empfindsames dunkles Gesicht huschte kurz ein seltsamer Ausdruck wie das plötzliche Aufflackern eines Feuers – aber lange genug, dass die drei Männer es bemerkten. »Er ist aus einem bestimmten Grund zurückgeschreckt«, sagte Simpson später in dem Zelt, das er sich mit seinem Onkel teilte. Dr. Cathcart antwortete nicht sofort, obwohl er Défagos Gesichtsausdruck keineswegs vergessen hatte. Dieser hatte ihm ein Unbehagen verursacht, das er sich nicht recht erklären konnte.

Hank hatte es natürlich als Erster bemerkt. Seltsamerweise hatte ihn das Widerstreben des anderen Mannes nicht wütend gemacht, sondern er versuchte sogar, Défago gut zuzureden.

»Aber es gibt keinen *besonderen* Grund, warum dieses Jahr noch niemand dort war«, sagte er mit deutlich gedämpfter Stimme. »Zumindest ist es nicht der Grund, den *du* annimmst. Im letzten Jahr hat das Feuer die Leute abgeschreckt, und dieses Jahr ... Ich vermute, es ist halt einfach so, das ist alles!« Offenbar wollte er den anderen aufmuntern.

Joseph Défago hob kurz den Blick und senkte ihn gleich darauf. Ein Luftzug stahl sich aus dem Wald herbei, fuhr in die Glut und fachte sie an. Wieder bemerkte Dr. Cathcart den Ausdruck auf dem Gesicht des Franko-kanadiers, und wieder gefiel er ihm nicht. Aber diesmal war deutlich zu erkennen, welche Gefühle der Mann hegte. In seinen Augen leuchtete kurz eine Angst auf, die aus den Tiefen der Seele kam. Das beunruhigte Dr. Cathcart mehr, als er vor sich selbst zugeben wollte.

»Schlimme Indianer in dieser Richtung?«, fragte er und lachte, weil er für ein wenig Entspannung sorgen wollte, während Simpson, der so müde war, dass er all diese feinen Untertöne nicht mehr mitbekam, mit einem gewaltigen Gähnen zu seiner Liegestatt aufbrach. »Oder ... stimmt etwas nicht mit der Gegend dort?«, fügte Dr. Cathcart hinzu, als sein Neffe außer Hörweite war.

Hank sah ihm in die Augen, zeigte aber nicht seine übliche Offenheit.

»Er hat bloß Angst«, erwiderte er leichthin. »Er ist starr vor Angst wegen eines alten Märchens! Das ist

alles, nicht wahr, alter Knabe?« Er versetzte Défago einen freundschaftlichen Stoß gegen den mokassinbeleideten Fuß, der sich dem Feuer am nächsten befand.

Défago hob rasch den Kopf, als ob er aus einem Tagtraum aufgeschreckt wäre, der ihn aber nicht davon abgehalten hatte, alles mitzubekommen, was um ihn herum geschah.

»Angst? Pah! Von wegen«, antwortete er mit aufflackerndem Trotz. »In diesem Wald gibt's nichts, was einem Joseph Défago Angst machen könnte. Vergiss das bloß nie!« Die kraftvolle Natürlichkeit, mit der er das sagte, machte es unmöglich, zu entscheiden, ob es die ganze Wahrheit oder nur ein Teil davon war.

Hank wandte sich an den Doktor. Er wollte noch etwas hinzufügen, als er plötzlich innehielt und sich umsah. Alle waren aufgrund eines Geräuschs hinter ihnen in der Dunkelheit zusammengezuckt. Aber es war nur der alte Punk, der während ihres Gesprächs von seinem Verschlag herbeigekommen war, nun dicht außerhalb des kreisförmigen Feuerscheins stand ... und lauschte.

»Ein andermal, Doc«, flüsterte Hank und zwinkerte Cathcart zu. »Sobald wir wieder unter uns sind.« Er sprang auf die Beine, klopfte dem Indianer auf den Rücken und rief lärmend: »Komm ans Feuer und wärm dir die rote Haut ein wenig.« Er zog den Mann auf die Flammen zu und warf weiteres Holz hinein. »Du hast uns vorhin ein richtig leckeres Essen gekocht«, fuhr er herzlich fort, als ob er die Gedanken des Mannes auf eine andere Spur bringen wollte, »und es ist nicht gut und christlich, dich arme Seele wie die Hölle frieren zu lassen, während wir anderen hier geröstet werden.« Punk kam herbei und wärmte sich die Füße. Er lächelte

dunkel angesichts des Redeschwalls, den er nur halb verstanden hatte, aber er sagte nichts. Dr. Cathcart sah, dass eine weitere Unterhaltung unmöglich war, und so folgte er dem Beispiel seines Neffen und begab sich ins Zelt, während die drei anderen Männer vor dem nun wieder hell lodernden Feuer rauchten.

Es ist nicht leicht, sich in einem kleinen Zelt zu entkleiden, ohne seinen Mitschläfer zu wecken, und so tat es der abgehärtete und trotz seiner mehr als 50 Jahre noch sehr agile Doktor im Freien – »beachtlich fix für sein Alter«, wie Hank es ausgedrückt hätte. Dabei bemerkte er, dass Punk zurück in seinen Unterschlupf gegangen war und Hank und Défago sich so heftig stritten, dass die Funken flogen, wobei der kleine Frankokanadier wie der Amboss wirkte, auf den Hank einschlug. Wie das Feuer rote und schwarze Flecke auf ihre Gesichter warf, glich das alles einer Szene aus einem melodramatischen Theaterstück. Défago war mit seinem Schlapphut und seinen Mokassins der hinterwäldlerische Bösewicht, während Hank mit seinem offenen Gesicht und ohne Hut lässig die Schultern zuckte und den ehrenwerten und getäuschten Helden spielte. Der alte Punk, der die beiden im Hintergrund belauschte, fügte dem Ganzen einen Hauch von Mysterium hinzu. Der Doktor musste lächeln, als er all diese Einzelheiten wahrnahm, doch gleichzeitig wich etwas – er wusste kaum, was es war – tief in seinem Innern zurück, als ob ein fast unmerklicher warnender Atem die Oberfläche seiner Seele berührt hätte und schon wieder verschwunden war, als er danach greifen wollte. Vermutlich hatte dieses Gefühl seinen Ursprung in dem verängstigten Ausdruck, den er in Défagos Augen wahrgenommen hatte. »Vermutlich« – denn diese

flüchtige Empfindung konnte sich der Doktor ansonsten nicht recht erklären. Er hegte den vagen Verdacht, dass Défago irgendwie Schwierigkeiten machen könnte ... Er war zum Beispiel kein so ruhiger und sicherer Führer wie Hank ... Aber weiter kam der Doktor nicht mit seiner Analyse ...

Er beobachtete die Männer noch einen Augenblick, bevor er sich anschickte, in das stickige Zelt zu kriechen, in dem Simpson bereits tief schlief. Er bekam mit, dass Hank wie ein Irrer fluchte, aber es war ein gutmütiges Fluchen. Die lächerlichen Schimpfwörter strömten nun frei heraus, nachdem derjenige, der dies bisher verhindert hatte, zu Bett gegangen war. Dann legte Hank beinahe sanft den Arm um die Schulter seines Gefährten, und gemeinsam gingen sie in die Dunkelheit hinein, in der ihr Zelt schwach schimmerte. Punk folgte einen Moment später ihrem Beispiel und verschwand in der entgegengesetzten Richtung zwischen seinen wohlriechenden Laken.

Nun begab sich Dr. Cathcart ebenfalls zur Ruhe. Erschöpfung und Schlaf kämpften in ihm gegen die Neugier an, was Défago wohl an der Gegend um das Fifty Island Water so beängstigend fand. Und er fragte sich, ob Punks Erscheinen Hank daran gehindert hatte, seine Bemerkungen zu Ende zu führen. Dann aber übermannte ihn der Schlaf. Morgen würde er es erfahren. Hank würde ihm die ganze Geschichte erzählen, während sie hinter den scheuen Elchen herzogen.

Tiefe Stille senkte sich auf das kleine Lager, das so wagemutig inmitten der Wildnis errichtet worden war. Der See glänzte wie eine Scheibe aus schwarzem Glas unter den Sternen. Die Luft war schneidend kalt.

Im schwachen Wind, der aus den Tiefen des Waldes herbeidrang und Kunde von fernen Bergkämmen und von Seen mitbrachte, die allmählich zufroren, lag schon der schwache, frostige Duft des nahenden Winters. Der weiße Mann mit seiner verkümmerten Nase hätte ihn niemals wahrgenommen. Der Geruch des Lagerfeuers überlagerte für ihn die erregenden Andeutungen von Moos und Borke und austrocknendem Sumpf, die aus 100 Meilen Entfernung herbeiwiehten. Sogar Hank und Défago, die mit der Seele der Wälder eher im Einklang standen, hätten vermutlich umsonst ihre empfindlichen Nasen in den Wind gehalten ...

Aber als eine Stunde später alle wie die Toten schliefen, kroch der alte Punk zwischen seinen Laken hervor und schlich wie ein Schatten hinunter zum Ufer des Sees – so still, wie sich nur ein echter Indianer bewegen kann. Er hob den Kopf und schaute sich um. In der dichten Finsternis war kaum etwas zu erkennen, aber wie die Tiere besaß er Sinne, die von der Dunkelheit nicht behindert wurden. Er lauschte – dann schnüffelte er. Reglos wie ein Tannenstamm stand er da. Nach fünf Minuten hob er erneut den Kopf und sog die Luft ein, und gleich darauf noch einmal. Ein Prickeln seiner wunderbar empfindlichen Nerven, das sich durch kein äußeres Zeichen kundtat, durchfuhr ihn, als er die frische Luft schmeckte. Dann verschmolz seine Gestalt mit der Schwärze seiner Umgebung, wie das nur bei Tieren und Menschen der Wildnis möglich ist, und er stahl sich zurück zu seinem Unterschlupf und seinem Bett.

Bald nachdem er eingeschlafen war, rührte die Veränderung im Wind, die er gespürt hatte, sanft das Bild

der Sterne im Spiegel des Sees auf. Der Wind kam von den fernen Höhenrücken jenseits des Fifty Island Water. Er wehte aus der Richtung, in die Punk geschaut hatte, und fuhr über das schlafende Lager und durch die Wipfel der hohen Bäume mit einem schwachen, kaum vernehmbaren Seufzen und Murmeln. Mit ihm kam ein seltsamer, schwacher Duft, der sogar für die haarfeinen Nerven des Indianers nicht wahrnehmbar war. Es war der sonderbar beunruhigende Geruch von etwas Fremdartigem – etwas ganz und gar Fremdartigem.

Der Frankokanadier und der Mann mit indianischem Blut regten sich ungefähr zu dieser Zeit unbehaglich in ihrem Schlaf, aber keiner von beiden wachte auf. Dann verflog der Hauch dieses unvergesslich seltsamen Geruchs und verlor sich in den Weiten des unbewohnten Waldes.

II

Am nächsten Morgen ging es im Lager schon vor Sonnenaufgang geschäftig zu. Während der Nacht war ein wenig Schnee gefallen und die Luft war bitterkalt. Punk hatte beizeiten seine Pflichten erfüllt: Der Duft von Kaffee und gebratenem Speck drang bereits in die Zelte. Alle waren guter Laune.

»Der Wind hat gedreht!«, rief Hank lebhaft und sah zu, wie Simpson und Défago bereits das kleine Kanu beluden. »Er bläst über den See – genau richtig für euch beide. Im Schnee werden die Elchspuren bestens zu sehen sein! Wenn es dort oben welche gibt, werden sie euch wegen der Windrichtung nicht erschnuppern

können. Viel Glück, Monsieur Défago!«, fügte er hinzu und sprach den Namen im Scherz endlich einmal richtig aus. »*Bonne chance!*«

Der Frankokanadier erwiderte die guten Wünsche und war anscheinend bester Laune. Sein mürrisches Brüten war verschwunden. Es war noch nicht acht Uhr, als der alte Punk das Lager für sich allein hatte. Cathcart und Hank waren schon eine Weile auf dem Pfad unterwegs, der nach Westen führte, und das Kanu, das Défago und Simpson mitsamt dem Seidenzelt und Vorräten für zwei Tage trug, war nur noch ein kleiner, auf und ab schwankender Fleck, der auf dem Wasser des Sees nach Osten glitt.

Die winterlich frische Luft wurde nun durch die Sonne gemildert, die sich über die Baumwipfel erhob und die Welt des Sees und der Wälder mit einer angenehmen Wärme überzog. Seetaucher flogen durch den glitzernden Schnee, den der Wind aufwirbelte, schüttelten ihre tropfenden Köpfe der Sonne entgegen und schwirrten geschwind wieder außer Sicht. So weit das Auge blickte, erstreckte sich der endlose, von menschlichen Füßen unberührte Wald in all seiner Pracht und Einsamkeit bis zu den gefrorenen Ufern der Hudson Bay.

Simpson sah all dies zum ersten Mal, während er im Bug saß und angestrengt paddelte. Er war verzaubert von der strengen Schönheit der Landschaft. Sein Herz nahm das Gefühl der Freiheit und Weitläufigkeit so auf, wie seine Lunge den kühlen, wohlduftenden Wind einsaugte. Hinter ihm saß Défago auf dem Hecksitz und sang Strophen aus seinen heimatlichen Liedern. Er steuerte das Boot aus Birkenrinde, als wäre es ein

lebendes Wesen, und beantwortete freundlich alle Fragen seines Gefährten. Beide waren fröhlich und guter Dinge. Bei solchen Gelegenheiten verlieren die Menschen das, was sie in der Alltagswelt voneinander trennt; sie werden zu menschlichen Wesen, die zu einem bestimmten Zweck zusammenarbeiten. Simpson, der Arbeitgeber, und Défago, der Angestellte, waren unter diesen einfachen Umständen nur noch zwei Männer: der »Führende« und der »Geführte«. Das größere Wissen übernahm natürlich das Steuer, und der jüngere Mann fügte sich in die untergeordnete Position, ohne darüber nachzudenken. Es wäre ihm nie eingefallen, etwas einzuwenden, als Défago das »Mr.« wegließ und ihn nur noch als »Simpson« ansprach, was der Fall war, noch bevor sie das andere Ufer erreicht hatten, nachdem sie zwölf Meilen hart gegen den Wind gepaddelt waren. Er lachte nur, und es gefiel ihm, und bald bemerkte er es gar nicht mehr.

Der Theologiestudent war ein junger Mann mit Begabung und Charakter, aber er war natürlich noch nicht weit in der Welt herumgekommen. Deshalb verblüffte ihn die Größe und Weite des Landes, das er nun durchquerte, denn bisher hatte er nur seine eigene Heimat und die Schweiz kennengelernt. Es war eine Sache, von uralten Wäldern zu hören, aber es war eine ganz andere, sie mit eigenen Augen zu sehen. Mit dem Leben in der Wildnis Bekanntschaft zu machen, war so etwas wie eine Initiation, die kein verständiger Mensch durchlaufen konnte, ohne dass seine persönlichen Ansichten und Werte, die er bisher für dauerhaft und geheiligt angesehen hatte, auf gewisse Weise verschoben und verändert wurden.

Simpson spürte die erste schwache Andeutung dieses Gefühls, als er das neue .303-Gewehr in den Händen hielt und über Kimme und Korn visierte, die glänzend und makellos waren. Die dreitägige Reise zu ihrem Basislager über den See und über Land hatte bereits ihren Teil getan. Nun aber würde er sich in die Wildnis stürzen, weit von ihrem Lager entfernt, und in das jungfräuliche Herz einer unbewohnten Region eindringen, die so groß wie ganz Europa war. Das wahre Ausmaß seiner Lage erfüllte ihn mit Freude und Ehrfurcht, die seine Fantasie entzündeten. Er selbst und Défago standen nun allein gegen eine Übermacht – gegen nichts weniger als einen Titanen!

Die kalte Pracht dieser abgelegenen und einsamen Wälder flößte ihm ein überwältigendes Gefühl seiner eigenen Winzigkeit ein. Undurchdringlich erhoben sie sich in der blauen Ferne, schwammen am Horizont und enthüllten allmählich ihr unbarmherziges und schreckliches Wesen. Er verstand die stumme Warnung und begriff, wie völlig hilflos er war. Nur Défago stand als Symbol einer fernen Zivilisation, in der der Mensch der Herr war, zwischen ihm und einem gnadenlosen Tod durch Erschöpfung und Verhungern.

Gespannt beobachtete er, wie Défago das Kanu am Ufer umdrehte, die Paddel sorgfältig darunterlegte und sich daranmachte, die Fichtenstämme zu beiden Seiten eines kaum wahrnehmbaren Pfades zu markieren, wobei er beiläufig bemerkte: »Wenn mir etwas zustoßen sollte, finden Sie durch diese Zeichen zum Kanu zurück. Dann paddeln Sie nach Westen auf die Sonne zu, und so kommen Sie wieder zum Lager. Klar?«

Es klang wie das Natürlichste von der Welt, und Défagos Stimme schwankte nicht, aber seine Worte drückten die Gefühle des jungen Mannes deutlich aus, indem sie ihm seine Lage und seine eigene Hilflosigkeit klar vor Augen stellten. Er war allein mit seinem Jagdführer in einer urzeitlichen Welt: Das war alles. Das Kanu, ein weiteres Symbol der Herrschaft des Menschen über die Natur, musste nun zurückgelassen werden. Die kleinen gelben Striemen, welche die Axt in die Stämme ritzte, waren die einzigen Hinweise auf sein Versteck.

Die beiden Männer teilten ihr Gepäck unter sich auf, und jeder trug sein eigenes Gewehr. Sie folgten dem schmalen Pfad über Steine, umgestürzte Baumstämme und halb zugefrorene Sümpfe und umrundeten zahlreiche Seen, die wie Juwelen im Wald versteckt lagen und deren Ufer von Nebel gesäumt waren. Gegen fünf Uhr nachmittags fanden sie sich plötzlich am Waldrand wieder und schauten auf einen weiten Wasserspiegel, der sich vor ihnen erstreckte und mit kiefernbestandenen Inseln aller Formen und Größen gesprenkelt war.

»Das ist das Fifty Island Water«, verkündete Défago müde. »Die Sonne wird ihr kahles altes Haupt bald hineinstürzen«, fügte er unbewusst poetisch hinzu, und sogleich machten sie sich daran, das Lager für die Nacht aufzuschlagen.

Schon nach wenigen Minuten hatten geschickte Hände, die nie eine Bewegung zu viel oder zu wenig machten, das Seidenzelt aufgerichtet und straff gezogen und die Lager mit Balsamzweigen ausgelegt. Ein helles Kochfeuer brannte und gab nur wenig Rauch von sich. Während der junge Schotte die Fische ausnahm, die sie in

einem hinter dem Kanu angebundenen Netz gefangen hatten, meinte Défago, er werde nun »bald mal« durch das Unterholz gehen und nach Elchfährten Ausschau halten. »Vielleicht komme ich an einem Stamm vorbei, an dem sie sich das Geweih gerieben haben«, sagte er, als er loszog, »oder an einem Ahorn, von dem sie die letzten Blätter gefressen haben.« Und schon war er verschwunden.

Seine kleine Gestalt schmolz dahin wie ein Schatten in der Dämmerung, während Simpson mit Bewunderung wahrnahm, wie leicht der Wald den Mann in sich aufnahm. Nach wenigen Schritten war er nicht mehr zu sehen.

Hier gab es nur wenig Unterholz. Die Bäume standen weit auseinander, und auf den Lichtungen wuchsen schlanke, speergleiche Silberbirken und Ahorne vor dem Hintergrund der gewaltigen Fichten und Tannen. Abgesehen von einigen umgestürzten Baumriesen und großen Felsbrocken, die hier und da ihre ungeschliffenen Schultern aus dem Boden hoben, hätte es auch ein Park in seiner schottischen Heimat sein können. Beinahe glaubte er, die ordnende Hand des Gärtners zu erkennen. Aber ein wenig rechts von ihm begann ein großer Abschnitt, der sich meilenweit erstreckte, in dem das Feuer gewütet hatte und den wahren Charakter des Landes enthüllte – *brûlé*, wie es genannt wurde. Hier hatte es im letzten Jahr wochenlang gebrannt, und die geschwärzten Stümpfe ragten hager, hässlich und aller Zweige beraubt wie gigantische Streichhölzer aus dem Boden. Der Anblick wirkte unsagbar wild und trostlos. Der Geruch von Holzkohle und regendurchweichter Asche hing noch immer schwach in der Luft.

Die Dämmerung nahm rasch zu; zwischen den Bäumen wurde es finster. Das Knistern des Kochfeuers und das Plätschern der kleinen Wellen am steinigen Seeufer waren die einzigen hörbaren Laute. Der Wind war bei Sonnenuntergang abgeflaut, und in dieser gewaltigen Welt aus Ästen und Zweigen regte sich nun nichts mehr. Es schien, als könnten sich zwischen den Bäumen jeden Augenblick die riesigen und schrecklichen Umrisse der Waldgötter zeigen, die in Stille und Einsamkeit angebetet werden wollen. Vor ihm lag, eingerahmt durch hohe, gerade Stämme, das Fifty Island Water, ein See in Form eines Halbmondes, der von der einen Spitze bis zur anderen etwa 15 Meilen maß. Von dort, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, waren es etwa fünf Meilen bis zum gegenüberliegenden Ufer. Ein rosenroter und safrangelber Himmel, klarer als Simpson ihn je gesehen hatte, verströmte noch immer sein blasses Feuer auf den Wellen, und die Inseln – es waren eher 100 als 50 – schwebten wie eine verzauberte Flotte von Feenbarken auf dem Wasser. Sie waren mit Kiefern gesäumt, deren Wipfel zart den Himmel betasteten und die sich beinahe aufwärts zu bewegen schienen, während das Licht verdämmerte – als würden sie den Anker lichten und den Weg gen Himmel nehmen, da sie nicht länger in den Strömungen des angestammten, einsamen Sees bleiben wollten.

Streifen farbiger Wolken zeigten wie flatternde Wimpel den Sternen ihr Ablegen an ...

Die Schönheit der Szenerie war seltsam erhebend. Simpson briet die Fische, bis sie fast schwarz waren, und verbrannte sich die Finger bei dem Versuch, die Aussicht zu genießen und sich gleichzeitig um die Bratpfanne

und das Feuer zu kümmern. Aber im Hintergrund seiner Gedanken lag stets das Wissen um jene anderen Aspekte der Wildnis: die Gleichgültigkeit gegenüber dem menschlichen Leben und der gnadenlose Geist der Verlassenheit, der keine Notiz von den Menschen nahm. Jetzt, in Défagos Abwesenheit, beschlich ihn das Gefühl völliger Einsamkeit. Er schaute sich um und wartete darauf, die Schritte seines zurückkehrenden Gefährten zu vernehmen. Das Gefühl war angenehm, aber auch beunruhigend, was vollkommen verständlich war. Unwillkürlich regte sich in ihm der Gedanke: »Was soll – was *kann* – ich tun, wenn ihm etwas zustößt und er nicht zurückkommt?«

Aber sie genossen ihr wohlverdientes Abendessen, vertilgten ungeheure Mengen von Fisch und tranken Tee ohne Milch, der so stark war, dass er für jeden, der keine 30 Meilen harten Weges fast ohne Nahrung hinter sich hatte, tödlich gewesen wäre. Als das Essen vorbei war, rauchten sie und erzählten sich am Lagerfeuer Geschichten. Sie lachten, streckten die müden Glieder aus und schmiedeten Pläne für den morgigen Tag. Défago war in ausgezeichneter Stimmung, auch wenn er enttäuscht darüber war, dass er keine Elchfährten gefunden hatte. Aber es war dunkel, und er war nicht weit gegangen. Auch war das *brûlé* eine schlimme Sache. Seine Kleidung und Hände waren mit Ruß beschmiert. Simpson beobachtete ihn, und dabei wurde ihm ihre Lage mit erneuter Lebhaftigkeit bewusst. Sie waren in dieser Wildnis völlig allein.

»Défago«, sagte er schließlich, »die Wälder sind so groß, dass man sich in ihnen nicht zu Hause fühlen kann – dass einem hier nicht behaglich zumute werden

kann, nicht wahr?« Damit wollte er nur seine gegenwärtigen Empfindungen ausdrücken. Die Ernsthaftigkeit, ja sogar Feierlichkeit, mit der sein Führer antwortete, überraschte ihn.

»Da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen, Boss«, erwiderte Défago und sah Simpson mit seinen braunen Augen eindringlich an, »und das ist gewiss die Wahrheit. Da ist kein Ende – nirgendwo ein Ende.« Wie für sich selbst fügte er in leiserem Tonfall hinzu: »Das haben schon viele herausgefunden, bevor sie daran ganz und gar zerbrochen sind.«

Seine Ernsthaftigkeit gefiel Simpson nicht. Sie war in dieser Umgebung einfach zu vielsagend, und er bereute, das Thema aufgebracht zu haben. Plötzlich erinnerte er sich daran, wie sein Onkel einmal gesagt hatte, dass es Menschen gab, die von dem seltsamen Fieber der Wildnis überfallen wurden. Dann wurde die Verführungskraft der unbewohnten Regionen so groß und packte sie so heftig, dass sie halb verzaubert, halb verblendet losmarschierten und in ihren Tod liefen. Und er hegte den Verdacht, dass sein Gefährte gewisse Gemeinsamkeiten mit diesem seltsamen Menschenschlag aufwies. Simpson brachte das Gespräch auf andere Themen, auf Hank und den Doktor und darauf, wer wohl als Erster einen Elch sichten würde.

»Wenn sie stracks nach Westen gezogen sind«, bemerkte Défago unbekümmert, »liegen jetzt 60 Meilen zwischen uns, während der alte Punk in der Mitte steckt und sich genüsslich den Magen mit Fisch und Kaffee vollschlägt.« Sie lachten gemeinsam über dieses Bild. Doch die beiläufige Erwähnung jener 60 Meilen verdeutlichte Simpson abermals die ungeheure Weite

des Landes, in dem sie auf die Jagd gingen. 60 Meilen waren hier kaum ein Schritt und 200 nur ein wenig mehr als ein Schritt. Geschichten über verschwundene Jäger stiegen beharrlich in seiner Erinnerung auf. Die Leidenschaft und das Mysterium heimatloser, umherwandernder Männer, die von der Schönheit großer Wälder verführt wurden, berührten seine Seele so stark, dass es nicht mehr angenehm war. Er fragte sich zaghaft, ob es die Stimmung seines Gefährten war, die diese beharrlichen Gedanken in ihm geweckt hatte.

»Singen Sie uns ein Lied, Défago, falls Sie nicht zu müde dazu sind«, bat er. »Eines dieser alten *Voyageur*-Lieder, die Sie neulich Abend zum Besten gegeben haben.« Er reichte dem Führer seinen Tabaksbeutel und füllte sich danach die eigene Pfeife, während der Kanadier keineswegs abgeneigt seine helle Stimme über den See schickte und eines jener melancholischen, beinahe klagenden Lieder sang, mit denen sich die Holzfäller und Fallensteller die mühsame Arbeit erleichtern. Es hatte etwas Ansprechendes, Romantisches an sich und rief die Atmosphäre der alten Pioniertage zurück, als die Indianer und die Wildnis noch Verbündete waren, man häufige Kämpfe zu bestehen hatte und die Alte Welt viel weiter weg gewesen war als heute. Der angenehme Klang des Liedes legte sich über das Wasser, aber der Wald hinter ihnen schien es mit einem einzigen Schluck in sich aufzunehmen und erlaubte weder ein Echo noch einen Nachklang.

Mitten in der dritten Strophe bemerkte Simpson etwas Ungewöhnliches – etwas, das seine Gedanken ruckartig aus der Ferne zurückriss. Eine seltsame Veränderung war mit der Stimme des Mannes vorgegangen.

Bevor Simpson begriff, was geschah, packte ihn ein Unbehagen. Rasch hob er den Blick und sah, dass Défago zwar noch sang, aber dabei in den Wald schaute, als ob er dort etwas gehört oder gesehen hätte. Seine Stimme wurde schwächer – sank zu einem Flüstern herab – und dann verstummte er völlig. Im selben Augenblick sprang er erstaunlich behände auf die Beine, stellte sich aufrecht und *schnüffelte*. Wie ein Hund, der das Wild riecht, sog er mit kurzen, scharfen Atemzügen die Luft ein und drehte sich dabei rasch in alle Richtungen, bis er den Blick für längere Zeit nach Osten auf das Seeufer heftete. Es war ein beunruhigendes und gleichzeitig merkwürdig dramatisches Schauspiel. Simpsons Herz flatterte, als er es beobachtete.

»Gütiger Gott, Mann! Sie haben mich erschreckt!«, rief er aus. Im selben Augenblick stand er neben Défago und spähte über seine Schulter hinweg in das Meer aus Dunkelheit. »Was ist los? Haben Sie Angst ...?«

Noch bevor die Frage seinen Mund verlassen hatte, wusste er, wie dumm sie war, denn jeder, der zwei Augen im Kopf hatte, konnte erkennen, dass der Kanadier weiß bis zum Haaransatz geworden war. Nicht einmal seine sonnenverbrannte Haut und das Schimmern des Feuers vermochten dies zu verbergen.

Der Student spürte, wie er selbst ein wenig zitterte. Ihm wurden die Knie weich. »Was ist los?«, wiederholte er rasch. »Riechen Sie Elche? Oder etwas anderes, etwas ... Ungewöhnliches?« Instinktiv senkte er die Stimme.

Der Wald umgab sie wie eine Mauer. Die Stämme in der Nähe schimmerten wie Bronze im Feuerschein, und dahinter lagen nur Schwärze und, wie es ihm vorkam,

die Stille des Todes. Dicht hinter ihnen hob ein Windstoß ein einzelnes Blatt, drehte es um und legte es sanft wieder hin, ohne das restliche Laub zu stören. Es schien, als hätten sich unzählige unsichtbare Ursachen zusammengetan, um diese sichtbare Wirkung zu erzeugen. *Anderes* Leben pulsierte um sie herum – und war wieder verschwunden.

Défago drehte sich hastig um. Die Blässe auf seinem Gesicht war einem schmutzigen Grau gewichen.

»Ich habe nicht behauptet, dass ich etwas gehört oder gerochen hätte«, sagte er langsam und nachdrücklich mit einer seltsam veränderten Stimme, in der eine Spur von Trotz zu liegen schien. »Ich habe mich nur ... umgesehen, sozusagen. Es ist immer ein Fehler, zu schnell zu fragen.« Dann fügte er plötzlich und mit erkennbarer Anstrengung in seinem üblichen Tonfall hinzu: »Haben Sie die Streichhölzer, Boss Simpson?« Er stopfte sich die Pfeife, die er vor seinem Gesang nur halb gefüllt hatte, und zündete sie an.

Ohne ein weiteres Wort setzten sie sich wieder ans Feuer, aber Défago nahm nun eine andere Position ein, sodass er in die Richtung blicken konnte, aus welcher der Wind kam. Das war selbst für einen Grünschnabel wie Simpson deutlich zu sehen. Défago saß nun so, dass er alles hören und riechen konnte, was es zu hören und zu riechen gab. Da er jetzt den Wald im Rücken hatte, war das, was seine so wunderbar empfänglichen Nerven gewarnt hatte, offenbar nicht aus dem Wald gekommen.

»Ich glaube, mir ist nicht mehr nach Singen zumute«, sagte er unvermittelt. »Diese Lieder bringen Erinnerungen zurück, die mir nicht gefallen. Ich hätte erst

gar nicht damit anfangen sollen. Wissen Sie, das Singen bringt mich manchmal dazu, mir Dinge einzubilden.«

Offenbar kämpfte der Mann noch immer mit irgendeinem starken Gefühl und wollte sich vor dem anderen dafür rechtfertigen. Aber seine Erklärung war nur ein Teil der Wahrheit und damit eine Lüge, und er wusste ganz genau, dass Simpson sich davon nicht täuschen ließ. Denn nichts konnte den Schrecken erklären, der sich zuvor über sein Gesicht gelegt und ihn hatte erbleichen lassen, als er die Luft eingesogen hatte. Und nichts – kein loderndes Feuer und kein Gespräch über alltägliche Dinge – konnte das Lager wieder zu dem machen, was es vorher gewesen war. Der Schatten eines unbekanntes Grauens, unverhüllt und ungeahnt, war für einen Augenblick in Défagos Gesicht aufgeblitzt und hatte sich vage, aber dafür umso mächtiger, auch seinem Gefährten mitgeteilt. Das Unbehagen des jungen Mannes wurde noch dadurch verstärkt, dass er es als schwierig, ja als geradezu unmöglich empfand, Fragen zu stellen. Und der Umstand, dass er den Grund für dieses Grauen nicht kannte, machte die Sache für ihn nicht leichter. Indianer, wilde Tiere, ein Waldbrand – er wusste, dass all das als Ursache nicht infrage kam. Er strengte seine Fantasie an, aber es war umsonst ...

Nachdem sie lange geraucht, geredet und sich an dem großen Feuer gewärmt hatten, hob sich allmählich der Schatten, der sich so plötzlich über ihr friedliches Lager gelegt hatte. Vielleicht lag es an Défagos Anstrengungen oder daran, dass dieser nun wieder sein ruhiges und normales Verhalten zeigte. Vielleicht hatte Simpson die ganze Sache maßlos übertrieben,

oder es war die belebende Luft der Wildnis, die ihre eigenen Heilkräfte besaß. Was auch immer es ausgelöst haben mochte, das Gefühl unmittelbaren Grauens war auf dieselbe rätselhafte Weise verschwunden, wie es gekommen war, denn nichts war geschehen, was ihm Nahrung gegeben hätte. Bald kam es Simpson vor, als hätte er sich wie ein unvernünftiges Kind benommen. Er schrieb das teilweise der unbewussten Erregung zu, die dieses wilde und gewaltige Land in seinem Blut erzeugte, teilweise der Einsamkeit und teilweise auch seiner völligen Erschöpfung. Die Blässe auf Défagos Gesicht war natürlich schwer zu erklären, doch möglicherweise war sie nur durch den Feuerschein verursacht worden, oder Simpson hatte sie sich eingebildet ...

Wenn eine ungewöhnliche Empfindung wieder verschwunden ist, findet der Verstand stets ein Dutzend mögliche Ursachen dafür ... Simpson zündete sich eine letzte Pfeife an und versuchte, über sich selbst zu lachen. Wenn er wieder daheim in Schottland war, würde das alles eine gute Geschichte abgeben. Er erkannte nicht, dass sein Lachen ein Anzeichen dafür war, dass der Schrecken noch immer in den Winkeln seiner Seele nistete – dass es bloß eine der üblichen Methoden war, mit denen sich ein ernsthaft besorgter Mensch vorzugaukeln versucht, es sei alles in Ordnung.

Défago hörte das leise Lachen und sah ihn erstaunt an. Die beiden Männer erhoben sich, standen Seite an Seite und traten die Glut aus, bevor sie zu Bett gingen. Es war zehn Uhr – eine späte Stunde für Jäger.

»Was hat Sie so amüsiert?«, fragte Défago mit seiner gewöhnlichen Stimme, aber er klang sehr ernst.

»Ich ... Ich musste an unsere kleinen Spielzeuggewälder zu Hause denken«, stammelte Simpson. Die Frage beunruhigte ihn und führte ihn zu dem zurück, was sein Denken in Wahrheit beherrschte. »Ich habe sie verglichen mit ... mit alledem hier.« Er machte eine weit ausholende Armbewegung in Richtung des Waldes.

Es folgte eine Pause, in der keiner von beiden etwas sagte.

»Ich würde trotzdem nicht darüber lachen, wenn ich Sie wäre«, fügte Défago schließlich hinzu, während er über Simpsons Schultern hinweg in die Dunkelheit schaute. »Dort drinnen gibt es Orte, die nie ein Mensch zu Gesicht bekommen wird – und kein Mensch weiß, was alles in diesen Tiefen lebt.«

»Zu groß, zu ... abgelegen?« In Tonfall und Verhalten des Frankokanadiers schwang die Andeutung von etwas Ungeheurem und Schrecklichem mit.

Défago nickte. Seine Miene hatte sich verdüstert. Auch er fühlte sich unbehaglich. Der jüngere Mann verstand, dass in einem Hinterland von dieser Ausdehnung Waldgebiete liegen mochten, die niemals ein Mensch betreten oder vermessen würde. Das war nicht gerade die Art von Gedanken, die ihm jetzt willkommen war. Fröhlich und mit lauter Stimme verkündete er, nun sei es Zeit, schlafen zu gehen. Aber Défago blieb noch beim Feuer, stocherte darin herum, richtete den Steinkreis, was unnötig war, und tat ein Dutzend Dinge, die allesamt nicht getan werden mussten. Anscheinend gab es da etwas, das er sagen wollte, aber nicht »herausbekam«.

»Sagen Sie, Boss Simpson«, begann er plötzlich, als ein letzter Funkenschauer in die Luft stieg, »Sie ... riechen nichts, oder? Nichts Besonderes, meine ich.«

Simpson erkannte, dass sich hinter dieser ganz alltäglichen Frage ein schrecklich ernster Gedanke verbarg. Er bekam eine Gänsehaut.

»Nichts außer verbranntem Feuerholz«, erwiderte er fest und trat in die Asche. Er zuckte unter dem Geräusch zusammen, das sein eigener Fuß machte.

»Und den ganzen Abend haben Sie ... nichts gerochen?«, fragte der Führer beharrlich und sah ihn im Zwielficht an. »Nichts Außergewöhnliches – nichts, das anders gerochen hat als alles, was Sie kennen?«

»Nein, nein, Mann, gar nichts!«, erwiderte Simpson ungehalten und beinahe wütend.

Défagos Miene hellte sich auf. »Das ist gut!«, rief er mit offenkundiger Erleichterung. »Das ist gut zu hören.«

»Haben *Sie* denn etwas gerochen?«, fragte Simpson scharf und bereute im gleichen Augenblick seine Frage.

Der Kanadier trat in der Dunkelheit näher an ihn heran und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, nicht«, sagte er – allerdings nicht sehr überzeugend. »Das war wohl nur dieses Lied. Man singt es in den Holzfällerlagern und an anderen gottverlassenen Orten, wenn man Angst hat, der Wendigo könnte irgendwo da draußen sein und durch die Gegend huschen ...«

»Und was bitte ist der Wendigo?«, fragte Simpson rasch und ärgerte sich, weil er es abermals nicht schaffte, einen Schauer zu unterdrücken. Er wusste, dass er dem Grund für den Schrecken, den der Mann empfand, nahe gekommen war. Aber eine auflodernde, leidenschaftliche Neugier gewann die Oberhand über seine Bedenken und seine Angst.

Défago sah ihn an, als ob er gleich schreien würde. Seine Augen leuchteten, und sein Mund stand weit

offen. Aber alles, was er sagte oder eher mit kaum mehr hörbarer Stimme flüsterte, war: »Es ist nichts – nichts als der Glaube von ein paar lausigen Kerlen, wenn sie zu tief ins Glas geschaut haben. Es soll so etwas wie ein großes Tier sein, das irgendwo dahinten lebt ...« Er deutete mit dem Kopf nach Norden. »Schnell wie der Blitz und größer als alles andere in den Wäldern, und angeblich ist es nicht gut, wenn man es sieht. *Das ist alles!*«

»Hinterwäldlerischer Aberglaube ...«, begann Simpson und machte ein paar rasche Schritte in Richtung des Zeltes, weil er die Hand seines Führers, die seinen Arm gepackt hatte, abschütteln wollte. »Kommen Sie und beeilen Sie sich um Himmels willen. Zünden Sie die Laterne an. Wir sollten jetzt schlafen gehen, wenn wir morgen früh mit der Sonne aufstehen wollen.«

Défago folgte dicht hinter ihm. »Ich komme«, sagte er aus der Dunkelheit. »Ich komme.«

Bald darauf erschien er mit der Laterne und hängte sie an einen Nagel, der im Vorderpfosten des Zeltes steckte. Dabei regten sich die Schatten zahlloser Bäume, und als er über ein Seil stolperte und ins Innere fiel, erbebte das ganze Zelt, als ob eine Windbö es erfasst hätte.

Die beiden Männer legten sich auf ihre Lager aus weichen, sorgsam aufgeschichteten Balsamzweigen, ohne sich zu entkleiden. Im Zelt war es warm und behaglich, aber draußen drängte sich die Welt der Bäume heran, ordnete ihre Millionen von Schatten und erstickte beinahe das kleine Zelt, das wie eine winzige weiße Muschel vor dem Meer des gewaltigen Waldes wirkte.